

Wut im Bauch : biblisch-theopolitische Überlegungen zu einem notwendigen Gefühl

Autor(en): **Boer, Dick**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **104 (2010)**

Heft 9

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-390170>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wut im Bauch: biblisch-theopolitische Überlegungen zu einem notwendigen Gefühl

Woher nimmt eigentlich die Kirche die Gelassenheit, über die herrschende Unordnung nur ihre «Besorgnis» auszusprechen? Ist diese Gelassenheit keine Frechheit – in Anbetracht dessen, was diese Unordnung bei den Menschen unten anrichtet? Wie riesengross ist hier der garstige Graben zwischen Kirche und Bibel, Gott und seiner Gemeinde!

Würde die Kirche, zum reformatorischen «sola scriptura», der Schrift allein, zurückfinden, sie fände eine Sprache zurück, die es ihr ermöglicht, wütend zu werden und in aller Schärfe zu erklären: Basta! Es ist genug! Vielleicht ist es das, was Linke daran hindern sollte, die Kirche einfach auf sich beruhen zu lassen: die Hoffnung auf ihre Wut.

Dick Boer versucht in seinem Vortrag, die Wut gegen die kirchliche Anpassungsgeschichte als ein wichtiges Gefühl im Sinn und Geist der Bibel zu rehabilitieren.

1. Es ist nicht verwunderlich, dass die Evangelische Kirche in Deutschland (aber nicht nur diese Kirche) mit «1968» und der in seinem Geist entstandenen Ausserparlamentarischen Opposition und der Neuen Linken nicht viel anzufangen wusste. Sie war ja von alters her eine Kirche, der die jeweilige Staatsmacht (sie durfte nur nicht links sein) heilig war, weshalb dieser auch gehorcht werden sollte: Seid Untertan der Obrigkeit. Verwunderlich ist vielmehr, dass trotzdem die Kirche von «1968» nicht unberührt blieb. Der konziliare Prozess für «Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung» wäre beispielsweise ohne «1968» wohl nicht gut denkbar gewesen.

Aber es blieb bei einem Prozess. Das Konzil, worauf dieser Prozess hätte hinauslaufen sollen, kam nicht zustande. Im Gegenteil, inzwischen hat die Evangelische Kirche Deutschlands (EKD) wieder ihren Frieden mit dem Kapital geschlossen, in ihrer unsäglichen Denkschrift «Unternehmerisches Handeln in evangelischer Perspektive». Die Leichtigkeit, mit der diese «Wende» vollzogen wird, weckt den Verdacht, dass es den Kirchenleitungen jedenfalls nie um dieses Konzil ging. Der konziliare Prozess durfte wohl über den Status einer Position innerhalb der pluralistischen Gesellschaft nicht hinausgehen. Ziel des Prozesses war nur eine Debatte. Nach dem Motto: Das Ziel ist nichts, die Bewegung ist alles (Bernstein). Aber eine Bewegung, welche die Welt auch tatsächlich in Bewegung bringt, war es nicht.

Ausgeschlossen war damit, dass die Kirche auch mal sagen würde: Basta! Es ist genug! Und wer trotzdem auf diesem «basta» bestand und die Kirche zu diesem «es ist genug» bringen wollte, musste damit rechnen, gemassregelt zu werden, weil er die «Politik» in die Kirche bringen würde. Was in solchen Massregelungen auffällt, ist übrigens, dass sie sich oft gar nicht zuerst auf den Inhalt

beziehen, sondern auf die Schärfe des Tons und die Ungehörigkeit gegenüber den Vorgesetzten. Offenbar genügt es schon, sich im Ton zu vergreifen, um der Unzulässigkeit der inhaltlichen Kritik überführt zu werden. Der Ton verrät, dass die Kritik zu weit gegangen ist. Übel genommen wird dem Kritiker seine Empörung. Dass die Zustände, die er kritisierte, selber empörend sind, wird ausgeblendet.

Indem die Kirche solche Kritik oft als rein «politisch» verwarf, nahm sie selber eine höchst wirkungsvolle politische Position ein. Sie konnte zwar die Möglichkeit einer Situation, in der der «status confessionis» (also: ein entschiedenes «basta») geboten war, doch nicht ganz ausschliessen. Aber sie bewahrte diese Möglichkeit für ganz spezielle Gelegenheiten, die nicht zufällig nur in der Vergangenheit vorkamen. So erinnert sich die Deutsche evangelische Kirche nicht selten der Barmer Thesen, in denen der Nationalsozialismus einfach «verworfen» wurde. Dass diese Thesen, als sie damals auf Entscheidung drängten, in der Kirche nie eine Mehrheit fanden, wird in dieser Erinnerung meistens verdrängt. Ihre Funktion in der heutigen Aktualität ist wohl vor allem die Ausnahme zu sein, die die Regel bestätigt, dass die Kirche sich arrangiert.

2. Gegen die «Politisierung» durch die Linken begründet die Kirche die eigene Position theologisch. Ihre Aversion gegenüber Militanz und scharfen Attacken auf den Gegner («Feinddenken»!) hat mit ihrem Proprium zu tun: Nächstenliebe, die sogar die Feinde umfassen soll. Sie wird dabei von einem ganz bestimmten Bibelverständnis geleitet. In vereinfachter Form sieht dieses wie folgt aus: In der Bibel vollziehe sich eine Evolution von einem Gott des Zorns und der Rache zu einem Gott der Liebe und der Vergebung. Diese Evolution laufe ungefähr entlang des Unterschiedes

zwischen Altem und Neuem Testament. Ihr entspreche eine Evolution in der Sittlichkeit: von der Verbundenheit mit dem eigenen Volk zur Liebe für die Menschheit, vom Kollektivismus zur individuellen Verantwortlichkeit. Diese Entwicklung finde sich schon innerhalb des Alten Testaments: von den «geschichtlichen Überlieferungen Israels» zu den «prophetischen». Im Neuen Testament finde dann die endgültige Überbietung des alttestamentlichen Denkens statt: in der Bergpredigt, in der die Nächstenliebe zur Feindesliebe «erhoben» werde. Diese überlegene Moral werde dann noch einmal überboten durch das «sola gratia», das «durch Gnade allein», das der «Werkmoral» des Judentums gegenübergestellt wird. So hat die Kirche die Superiorität ihrer Moral bewiesen und ist zugleich die Radikalität ihrer Forderungen losgeworden.

Die Lage scheint von der Kirche aus gesehen klar zu sein: Alles Kirchliche ist rein theologisch, linke ChristInnen agieren nicht kirchlich, sondern nur politisch. Auch die Bibel, kirchlich gelesen, spricht gegen die Linken – weil die Bibel im Grunde genommen ein un-, ja ein antipolitisches Buch ist: «mein Reich ist nicht von dieser Welt». Jesus sagt es selber.

Um aber die Bibel so zu lesen, muss sehr viel überhört werden. Überhört werden muss schon, dass sowohl die Propheten wie auch Jesus äusserst militant reden können. Höre zum Beispiel den Propheten Jesaja:

Ja, Gott zürnt über alle fremden Völker, regt sich auf über ihr gesamtes Militär [...]

vollstreckt den Bann und gibt sie zur Schlachtung frei.

Dann werden ihre Durchbohrten hingeworfen,

und die Leichen – ihr Gestank steigt hoch,

Berge sind von ihrem Blut überströmt
(Jes. 34, 2-3)

Oder höre, wie Jesus seine Gegner ausschimpfen kann:

Wehe euch, ihr Scheinheiligen unter den toragelehrten und pharisäischen Männern!

Ihr ähneln weissen getünchten Gräbern, die von aussen nett aussehen, innen aber sind sie voll von Totenknochen (Mt. 23, 27)

Wer so gegen seine Kirchenleitung redet, kann sich eines saftigen Zuchtverfahrens sicher sein. Aber natürlich gibt es dort keine Scheinheiligen unter den theologisch Gebildeten und den eine überlegene Moral predigenden Männern.

Was aber vor allem überhört wird, ist die Wut, die sich in dieser Militanz Gehör verschafft, eine Wut, die in der Bibel System hat. Dieser in kirchlichen (und nicht nur in kirchlichen) Ohren so ungehörige Sprachgebrauch ist nicht der bedauerliche Vorfall eines ansonsten friedlichen und ausgeglichenen Menschen, der sich mal im Ton vergreift. Diese Sprache ist der Bibel wesentlich. Sie kann nicht als Nebensache abgetan werden, geschweige denn als nicht zur Sache, nicht zum Proprium gehörend verworfen werden. Sie muss im Gegenteil zum Gegenstand biblisch-theologischer Überlegung gemacht werden. Das ist meine These, die ich im Folgenden zu erläutern versuche.

3. Das zentrale Ereignis im Alten Testament ist der Exodus aus der Sklaverei im pharaonischen Ägypten. Es beginnt mit einem Schrei, dem Schrei eines Sklavenvolkes. Wenn wir uns vorzustellen versuchen, was sie geschrien haben, dann sollten wir eher an Schimpfwörter und Flüche denken als an ein wohlklingend formuliertes Gebet. Es ist dieser, in der damaligen auf Sklaverei basierenden Gesellschaft, unerhörte und ungehörige Schrei, der von Gott gehört und erhört wird. Und dieser Gott tut das nicht, um

diesen Schrei zu einem konzilianten Prozess zu dämpfen. Er hört, sieht und kennt ihr Elend und kommt herunter, um sie aus ihrem Elend zu befreien. Er identifiziert sich mit diesen SklavInnen, teilt ihre Wut, engagiert sich restlos im Kampf gegen die Unterdrücker. Seine Sprache ist dementsprechend aggressiv:

*sage Pharao so spricht JHWH:
Israel ist mein erstgeborener Sohn.*

*Ich befehle dir:
lass meinen Sohn gehen*

*[...]
lässt du ihn aber nicht gehen,
werde ich deinen erstgeborenen Sohn
töten (Ex. 22-23)*

Ein wütender Aufschrei von erniedrigten und beleidigten Menschen, ein die etablierte Gesellschaft attackierender Gott: Sie beide bilden den «Sitz im Leben» der ganzen Bibel. Dieser Konflikt, dieser Kampf, den Mensch und Gott gemeinsam kämpfen gegen die von anderen Göttern über diese Menschen verordnete Obrigkeit, bestimmt die Bibel von der Genesis bis zum Buch Offenbarung.

Auch die Geschichte Jesu ist von diesem Konflikt, diesem Kampf prädestiniert. Für die Autoren der apostolischen Schriften, die diese Geschichte erzählen, ist das von uns so genannte Alte Testament einfach die Heilige Schrift. Jesus ist demnach der «erstgeborene Sohn» nur als «Sohn Israels», der die römische Unordnung bekämpft – und dabei das kollaborierende Israel nicht verschont – und deshalb gekreuzigt wird. Die Kreuzigung war ja die von den Römern über aufsässige SklavInnen verhängte Todesstrafe. Wer in Pier Paolo Pasolinis Film «Il vangelo di Matteo» die Wehrufe Jesu gehört hat, wird auch verstehen, dass schon diese zu seinem Tode führen mussten. Bei dem «kirchlichen» Jesus dagegen fragt man sich, warum wohl dieser sanftmütige Gutmensch gekreuzigt werden sollte.

Was den noch nicht verkirchlichten Jesus bewegt, ist seine Wut. Wenn er, wie das Johannes-Evangelium erzählt (Joh. 11, 33-44), hört, dass sein Freund Lazarus gestorben ist, «schnaubt er vor Wut» (wie Ton Veerkamp übersetzt), und es ist offenbar diese Wut, die ihn dazu treibt zu schreien: Lazarus, komm heraus. Diese Erzählung ist eine Schlüsselgeschichte: Lazarus (was übersetzt heißt, «mein Gott hilft») ist Israel, es handelt sich in dieser Geschichte also um die «Aufrichtung» Israels aus dem Tod. Die Wut Jesu ist also kein Zwischenfall («kann schon mal vorkommen», sogar bei Jesus), sondern der bestimmende Beweggrund seines Handelns.

4. Nun gibt es vielerlei Wut. Auch die Herrschenden werden wütend, wenn ihre Untertanen ihnen frech kommen. Die Wut, von der hier die Rede ist, ist qualifiziert. Es ist die Wut, die von unten aufsteigt, das Gestöhn der SklavInnen. Diese Wut bewegt Gott – zum Mitleid:

Er kann das Elend nicht ansehen, den Schrei nicht hören, er erbarmt sich. Wir verstehen diese Wut nicht, wenn wir dieses Erbarmen, dieses Mitleid nicht mithören. So ist es auch bei Jesus. Wenn er die Menschenmassen sieht, «müde und zerschunden», wird «sein Innerstes von einem tiefen Mitleid für sie bewegt». Das ist es, weshalb er wütend rufen kann: Wehe euch Reichen.

Dieses Mitleid betrifft aber nicht unbedingt Menschen, die sympathisch sind. Der Schrei der SklavInnen ist voller Hass, die müden und zerschundenen Massen sind erfüllt von Ressentiment gegen die «da oben», ihre Sehnsucht nach Gerechtigkeit verlangt nach Rache.

Es sind die Menschen, die ein Lied singen wie Psalm 137:

*Tochter Babels, Vergewaltigerin!
Selig ihm, der es dir heimzahlt,
was du uns eingebracht hast:
selig, der deine Kinder packt
und sie am Fels zerschlägt.*

*Bartolo Manfredi:
Christus vertreibt die
Händler aus dem
Tempel, um 1620,
Musée des Beaux
Arts, Libourne.*



Man fragt sich: Was sind das für Menschen, die solche schrecklichen Seligpreisungen von sich geben können? Ihr Lied gibt darauf die Antwort: Exilanten, lebend in einem fremden Land, unter Leuten, von denen sie verachtet werden, die ihre Tradition nur lächerlich machen:

*An den Strömen Babels sassen wir
und weinten
ja, dort forderten die, die uns gefangen
weggeführt hatten, von uns Lieder,
und die uns zum Weinen brachten,
Freude:
singt uns eins der Zionslieder!*

Ihre Menschenwürde ist so antastbar, dass sie nur noch hassen können und in ihrem Hass selig preisen, die sich an ihren Vergewaltigern rächen werden. Die zivilisierte Welt – die von Babel (Hochkultur!) so wenig wie die unsere – möchte solche Lieder nicht hören. Und, wenn sie sie hört, rüstet sie sich zum Krieg, pardon: zur Friedensmission. Die Bibel hat das Lied der ExilantInnen in ihrem Kanon aufgenommen. Sie verschweigt diesen Hass nicht, verdrängt sie nicht, verurteilt sie nicht. Denn dieser Hass ist nicht einfach schrecklich und unerträglich. Er ist, will die Bibel sagen, auch berechtigt. Die Bibel erlaubt es diesen Menschen, ihre «klammheimliche Freude» darüber, dass «ihre Feinde verloren gehen werden» (Ps. 92, 10), auch offen auszusprechen.

Diese Menschen in einem bestimmten Kontext für eine bestimmte Zeit, aber nicht jedermann hat das Recht, seinem Hass freien Lauf zu lassen. Auch wir, die mit diesen Menschen sympathisieren, schrecken, hoffe ich, mit Recht davor zurück, dieses Lied als unser Lied in den Mund zu nehmen. SympathisantInnen sollen wir sein, aber nicht so, dass wir ihren Hass einfach übernehmen. Unsere Aufgabe ist vielmehr, für eine Welt zu kämpfen, die von diesen Menschen nicht mehr gehasst zu werden braucht.

Ein anderes Beispiel aus dem Alten Testament zeigt, wie radikal und doch auch wieder wie differenziert die Wut Gegenstand der biblischen Reflexion auf das Verhältnis von Gott und den Menschen ist. Ausgangspunkt ist die Wut Gottes. Und sie richtet sich mit grosser Heftigkeit gerade gegen das Volk, das dazu bestimmt ist, in seinem Dasein zu demonstrieren, dass eine andere Welt möglich ist. Auf dieses Volk hat Gott seine Hoffnung gesetzt, dieses Volk aber wird diese Hoffnung gründlich enttäuschen. Und da kommt Gott noch einmal auf den Gedanken, nein nicht die ganze Welt, aber gezielt dieses Volk zu vernichten. Er sagt zu Moses, der das Volk führt:

*Ich sehe dieses Volk, hoffnungslos
starrköpfig,
nun halte dich bitte heraus:
ich will meiner Wut auf sie freien Lauf
lassen und sie vernichten.
Dich aber mache ich zu einem grossen
Volk. (Ex. 32, 9-10)*

Gottes Zorn trifft hier nicht mehr wie noch bei der Sintflutgeschichte die ganze Welt. Aber Gott entpuppt sich jetzt als der Kritiker seines Volkes, der ernst nimmt, was der Kirchenkritiker Voltaire so wörtlich wohl nicht meinte: *écrasez l'infâme*, zerschlagt diese Infamie.

Trostreich ist hier dann Moses, der die Wut Gottes gegen sein Volk in Grenzen hält. Er hält Gott an sein Wort, sich mit diesem hoffnungslos starrköpfigen Volk verbunden zu haben, und hindert ihn daran, sich in der Idee eines idealen Volkes zu verlieren. Auch ein zu einem grossen Volk gewordener Moses würde ein solches ideales Volk nicht sein: Das Vernichten der Völker, die zur Befreiung berufen, immer wieder scheitern, hätte kein Ende.

Dass das Volk davonkommt, bedeutet aber nicht, dass die Tora jetzt moderater formuliert wird: Gott muss sich eben anzupassen wissen. Das Projekt bleibt eine Gesellschaft, in der es keine Armen gibt,

positiv gesagt, dass alle alles gemeinsam haben (und das Wort: die Armen werden unter euch nicht aufhören, bedeutet das Gegenteil des «man soll sich damit abfinden», nämlich: die Option für die Armen). Und es bleibt dabei, auch im Neuen Testament: Nur wer Tora tut, wird leben (Röm. 10, 5)!

5. Was die Kirche für «politisch» hält, ist also die «Sprache der Botschaft». Ist die Bibel Gottes Wort, dann ist es ihr (dann ist es uns, die in dieser Kirche noch immer sind) nicht erlaubt, einen grossen Bogen um das zu machen, was für diesen Gott konstitutiv ist: seine Wut über eine Menschheit, der es nicht gelingt, menschlich zu sein; seine Wut über sein Volk, das es nicht schafft, sich heilsam von der Völkerwelt zu unterscheiden; seine Wut über seine Gemeinde, die sich nicht traut, den «Leib Christi», die messianische Körperschaft also, in dieser Welt tatsächlich zu sein.

Und sie (wir) wird mit ihm auch Verständnis haben für die Wut der Menschen, die in ihrer Not um Rache für das, was ihnen angetan wird, schreien – sich, wenn sie die Chance bekommen, auch rächen wollen, und man kann nur hoffen, dass diese Rache ihre Grenzen kennen wird.

Wir werden diese Wut nicht schnell für uns selber in Anspruch nehmen. Werden wir nicht allzu pathetisch, wenn wir das Pathos unserer Worte, nicht zuletzt auch der Worte dieses Vortrages, als *unser* Pathos nicht auch ein wenig lächerlich fänden? Aber andererseits: Dürfen wir überhaupt nicht sagen, dass die Not dieser Menschen nicht auch unsere Not ist? Und, dass ihre Wut auch in uns Empörung hervorrufft? Ist unser Pathos nur gekünstelte Aufregung, das Motiv unserer Kritik an der Kirche im Grunde genommen nur das ziemlich billige Bedürfnis, uns über ihre kleinbürgerliche Zurückhaltung lustig zu machen?

Ist es denn kein Skandal: Unsere Ge-

sellschaftsordnung, in der es für «normal» gehalten wird, dass sie von Zeit zu Zeit in eine Rezession gerät, und man zwar die Opfer dieser Rezession beklagt, aber dem hinzufügt, dass solche Krisen nun mal dazu gehören (so immer wieder die redaktionellen Kommentare der Zeitungen)? Ein Skandal, der gen Himmel schreit, weil die Menschheit schon lange in der Lage ist, eine Welt zu schaffen, die keine Opfer mehr verlangt (wenn sie sich nur als Menschheit zusammenfände)? Sollte man da nicht wütend werden, auch wenn man persönlich (noch) nicht so schlecht dran ist? Sollten wir uns von der Kirche diese Wut verbieten lassen?

6. Aber! Etwas scheint doch gewaltig gegen das zu sprechen, was bis jetzt behauptet wurde. In Paulus' kurzem Exposé des Ethos der christlichen Gemeinde wird uns ausdrücklich geboten:

*Rächt euch nicht selbst, liebe Schwestern und Brüder,
sondern gebt dem gerechten Gericht Gottes Raum;*

denn es ist geschrieben (und da zitiert Paulus denselben Toratext wie der Hebräerbrief):

Die Rache liegt in meinen Händen, ich werde vergelten, spricht JHWH.

Wenn dein Feind hungert, gib ihm etwas zu essen,

wenn dein Feind durstet, gib ihm zu trinken.

Ein solches Verhalten häuft glühende Kohlen auf seinen Kopf auf. (Röm. 12, 19-20)

Es wäre aber ein Irrtum zu denken, wir hätten es hier mit einer abstrakten Moral zu tun, die allgemein und für jedermann gültig ist. Paulus setzt eine Situation voraus, in der die Gemeinde überhaupt nicht in der Lage ist, sich zu rächen. Er gibt zu bedenken, dass die römische Obrigkeit das Schwert nicht umsonst trägt (Röm. 13, 4), und den Auf-

stand zu proben für die Gemeinde fatal sei. Deshalb empfiehlt er eine andere Strategie: Das Böse (die römische Unordnung) mit Gutem zu besiegen (Röm. 12, 21). Das Verhalten, das dazu gehört: Dem Feind, der hungert und dürstet, zu essen und zu trinken zu geben, ist ein Zitat aus dem Buch der Sprüche (Spr. 25, 21). Die Sprüche gehören zur biblischen Weisheitsliteratur, und diese Weisheit besteht darin, ganz pragmatisch, die gegebenen konkreten Bedingungen beachtend, Tora zu tun (Das heisst, das biblische Gesetz zu beachten). Wer Tora tun will, soll auch so weise sein, nicht wie ein Verrückter darauf loszuschlagen. Das heisst aber auch: Es geht um das Tun von Tora. Wir dürfen das Ethos der christlichen Gemeinde, das Paulus hier ausführt, nicht auf blosser Taktik reduzieren, in der die Gemeinde sich um ihr Überleben willen bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Im Gegenteil: Die Gemeinde soll in ihrer Praxis die grosse Alternative praktizieren: in einer Gesellschaft, die Massen von Menschen hungern und dursten lässt, demonstrieren, dass in ihrer Gesellschaft wer hungert zu essen bekommt und wer dürstet zu trinken – ohne Ausnahme, auch die Feinde! Wohlverstanden, die Feinde sind wirklich Feinde. Aber nicht das, sondern die Tatsache, dass sie hungern und dursten ist ausschlaggebend.

Diese Strategie geht also nicht auf Kosten der Militanz. Es geht immer noch um den Kampf für eine Welt, in der alle alles gemeinsam haben werden und keiner mehr zu hungern und zu dursten braucht – aber mit anderen Mitteln. Es ist immer noch die Wut über das Elend, das gen Himmel schreit. Die Gemeinde wäre nicht mehr der «Leib Christi», des von den Römern als Parteiläufer der SklavInnen Gekreuzigten, wenn in ihr nicht mehr der Seufzer der bedrängten Kreatur laut würde, der Schrei derjenigen, die hungern und dursten nach Gerechtigkeit.

Die Kirche hat die Strategie von Pau-

lus als die Erlaubnis gelesen, sich anpassen zu dürfen und diese Anpassung so verinnerlicht, dass sie die Wut derjenigen, die diese Anpassung nicht mitmachen wollten, nur als «politisch» verurteilen konnte. Sie verkannte, dass diese Strategie gerade eine demonstrative Distanz zur herrschenden Ordnung bedeutete, ein «Nicht-Mitmachen». Die frühe Kirche hat das noch verstanden und kannte verbotene Berufe (wie Gladiatoren, Rennwagenführer und Wahrsager). Verboten waren diese Berufe, weil ihre Ausübung bedeutete, zum Komplizen dieser Ordnung zu werden und das Proprium der Gemeinde unkenntlich zu machen. Einer dieser Berufe war der Soldat.

Die Kirche hätte recht, wenn sie die Gewalt verurteilen würde, weil diese nur in den fatalen Kreis von Gewalt und Gegengewalt führen kann. Dass sie damit nicht nur verhindern will, bei den Herrschenden unangenehm aufzufallen und in die Verlegenheit zu kommen als «staatsfeindlich» angegriffen zu werden, könnte sie zeigen, indem sie diese gewaltlose Demonstration, nicht Soldat zu werden, in einer Denkschrift (mit dem Titel: Soldaten sind Mörder?) dringend empfehlen würde.

Und dieses nicht täte, um sich durch diese überlegene Moral über jene Menschen zu erheben, die, von der Wut gepackt, so gewaltlos nicht bleiben konnten, sondern sich von Bertolt Brecht davon bewegen liesse, ihrer mit Nachsicht zu gedenken, wie es das Gedicht von Seite 229 ausdrückt. ●

¹ Diese vier Buchstaben JHWH bilden den Namen, der der einzige Gott ist («Höre Israel, JHWH, DEIN Gott, ist einzig – einzigartig und einmalig»). Dieser NAMEN darf nicht ausgesprochen werden, statt dessen lässt die hebräische Bibel adonaj (Herr) sagen.

Der religiöse Sozialist und Theologe Dick Boer ist emeritierter Professor an der Universität Amsterdam. Zu vertiefen sind seine Überlegungen mit seinem Buch: «Erlösung aus der Sklaverei. Versuch einer biblischen Theologie im Dienste der Befreiung», Münster 2008. Der abgedruckte Vortrag wurde vor einem Jahr in Hamburg gehalten. Er wurde von der Redaktion leicht gekürzt. (dboer@xs4all.nl)